

Der übliche Platz

Jetzt muss ich mich beeilen, um den Bus nicht zu verpassen. Ich lass die Tür ins Schloss fallen und stehe nach einigen Schritten an `meiner` Bushaltestelle. Ich steige in den Bus und lasse mich vom Busfahrer zum Stadtbahnhof bringen. Dort angekommen, stehe ich wie üblich an der Bahnsteigkante. Auch wenn ich die Menschen, die dort mit mir am Bahnsteig stehen – wochentags, nicht persönlich kenne, sind mir ihre Gesichter sehr vertraut. Überdies kenne ich ihre jeweilige Garderobe, ihren jeweiligen Gang, sogar ihre jeweiligen Stimmungen kann ich mittlerweile deuten, obwohl ich nie mit einen von ihnen gesprochen habe. Kaum als ich mir über die Charaktere der Personen, die mit mir am Bahngleis auf den Zug warten, Gedanken mache, fährt der Zug wie gewöhnlich bis zur vorderen Linie der Bahnsteigkante vor. Als ich meinen üblichen Platz einnehmen will, nämlich direkt hinter dem Fahrer, um die Aussicht besser genießen zu können, sehe ich diesen bereits besetzt. Verärgert darüber bleibe ich stehen. Jahrelang saß ich dort! Der Schaffner schaut kurz auf meine Monatskarte und wünscht mir auch heute einen „Guten Morgen“. Es ist sechs Uhr in der Früh. Um sieben Uhr wird der Zug in den eigens für eine Fabrik gebauten Bahnhof einfahren. Es ist jene Fabrik, in der ich seit sechzehn Jahren pflichtbewusst und routiniert meine Arbeit tue. Ich liebe meine Arbeit nicht, habe mich aber daran gewöhnen können. Wie an den Trott meines Alltags. Der Trott – die Langeweile ist eins mit mir geworden. Gewohnheiten¹ und Langeweile bestimmen mein Leben. Ich glaube mich mit ihr wohl zu fühlen.

`Ist eben so`, sage ich mir. Starrsinn, Konformität, Beratungsresistenz, Sturheit und Borniertheit wird mir von Bekannten vorgeworfen. Auch Kurzsichtigkeit, Engstirnigkeit, Beschränktheit, Einfalt, Borniertheit und vor allem Stupidität prägten die letzten Jahre meines Lebens. Die Folge daraus waren fehlende Motivation und Antrieb. So ist verständlich, dass ich in meiner Wohnung alles herumliege lasse: Kleidung, Geschirr (Abwasch), Hefte, Wäsche usw. Überdies lässt mein Denkvermögen, meine Lust, mein Appetit, meine Konzentration, meine Klugheit – einfach alles an mir nach. Folglich isoliere ich mich auf diese Weise; und werde einsam. Wer will schon einen langweiligen, blöden, faulen, lustlosen, streitlustigen, unzufriedenen und unsauberen Menschen besuchen, gar als Freundin oder Freund kennen?! Niemand will mit mir zu tun haben. So bin ich also einsam. Abwechslung und Spontanität wie Freude und Humor wird man bei mir vergebens suchen. Doch Mittlerweile habe ich die Vorzüge eines `routiniert-gewohnten` Lebens kennengelernt. Gewohnheiten bringen uns sicher durch den Tag Wie lange wir morgens brauchen, welche Musik oder Kleidung wir wählen, wie oft wir Sport treiben, Süßes und Fettiges essen oder auf welche Art wir mit Menschen sprechen – das und viel mehr bestimmen Gewohnheiten. Ich las, dass zwischen 30 und 50 % unseres Handelns durch Gewohnheiten bestimmt werden, bei mir sind es sicher mehr. Ich muss zugeben, dass mich die Routine ermüdet. Alles ist vorhersehbar, auf der Arbeit wie in meinem übersichtlichen Privatleben. Mein Leben ist mit den Jahren öd und einseitig geworden. Mittlerweile verachte ich unvorhergesehene Änderungen, Einladungen, Anrufe, Besuche - jedwede Spontanität. Mich!

Ich bin abwechslungslos, reizlos, einfallslos, einschläfernd, wie eintönig, fantasielos, geistlos, gar gleichförmig, bieder, trocken geworden, sagten mir meine einstigen Freunde, die ich nach und nach verlor. Meine Arbeitskollegen, sehen das ähnlich. Sie alle halten mich für trist, fad, unlustig, sterbenslangweilig, doof und äußerst stupide. Einige sogar für bockig, schlafmützig, schwunglos und umständlich. Ich hasse diesen, meinen Zustand und leide darunter. Ich bin einsam, ohne Freude und Hoffnung. Die Routine kann töten. Das Leben. Es tötet mich. Jedwedes Gefühl für andere stirbt. Es ist traurig, hart, niederschmetternd, so leben zu müssen. Ich habe das Leben satt – dieses. Nur zu funktionieren! Die Fabrik, in der ich arbeite, ist ein Altbau. Es ist unsaniert und marode. Doch dient sie nach wie vor ihrem Zweck. In ihr wird kommissioniert. Bleistifte, Aufkleber, Kleber – Schreibwaren. Ich schaue wie gewohnt auf meine Uhr und bin verdutzt. Es ist bereits sieben Uhr und elf Minuten. Der Zug fährt unaufhaltsam weiter. Ich bin verdutzt. Ich springe von meinem Sitzplatz auf. Flitze durch den Zug. Hin und her. Ich kann mich nicht erinnern, die Fabrik aus dem Fenster schauend gesehen zu haben. Bin ich eingeschlafen? Ich werde nervös, fange an zu schwitzen, gehe wieder hin und her und klopfe unentwegt auf meine Uhr, die mich noch nie im Stich gelassen hat. Schnellen Schrittes gehe ich an den von mir üblicher Weise besetzten Platz. Dort sitzt ein Mann um die Fünfzig mit Nickelbrille. Ich frage ihn nach der Uhrzeit. Er antwortet mir: „Es ist sieben Uhr und einundzwanzig Minuten.“ Der Zug wird langsamer, bis er in einem Bahnhof Halt macht. Desorientiert schaue ich aus dem Fenster und lese den Namen des Bahnhofs, welcher nach dem für die Fabrik eigens geschaffenen Bahnhof folgt. Wo ist der Bahnhof, den die Fabrik hat bauen lassen, um ihr Personal einen Umweg zur Fabrik zu ersparen.

Den Wagen stehen lassen, ist von den Fabrikmagnaten auch erwünscht. Ich steige um, in den Zug, der in die entgegengesetzte Richtung fährt, aus der ich gekommen war und fahre zurück. Gespannt stehe ich am Fenster des Zuges, dass mich zum Stadtbahnhof bringt und schaue konzentriert hinaus.

Ans Hinsetzen ist jetzt nicht zu denken. Ich grübele und frage mich, wie ich dem Chef mein Zuspätkommen erklären soll. Da ist es endlich! Das große Gelände der Fabrik ist schon zu sehen. Das gibt es doch nicht. Sie ist eine Ruine. Die Abrissbirne eines Maschinenfahrzeugs reißt die Reste der Fabrik nieder, in der ich täglich meine Arbeit tat. Zu Eis erstarrt schaue ich der Ruine nach. Ich kann es nicht fassen. Mein Hemd ist getränkt mit Schweiß. Mir fehlen die Worte. Ich ringe um Worte und um meine Fassung. Was wird hier gespielt? Wieso hat mich niemand davon informiert, dass die Fabrik abgerissen wird? Wie soll ich an mein Geld kommen. Ich kann nichts außer Dinge ein -und aussortieren. Doch ohne Gehalt werde ich meine Miete nicht mehr bezahlen können. Werde ich mir dann keine Lebensmittel mehr kaufen können.... ?



Plötzlich tippt mir jemand auf die rechte Schulter. Aufgeregt, schwitzend, mit überschlagender Stimme frage ich den Mann vor mir – es ist der Zugbegleiter, nach dem Bahnhof und der Fabrik. Er schaut mich verständnislos an und versucht mir zu erklären, von einer solchen Fabrik und von einem eigens dafür gebauten Bahnhof wisse er nichts. Er ist immerhin schon seit sechzehn Jahren hier eingeteilt und macht seither gewissenhaft und routiniert seine Arbeit. Er teilt er mir mit, wo wir in Kürze einfahren werden – in den Stadtbahnhof. Automatisch zeige ich ihm meine Monatskarte, nach der er mich wohl gleich fragen wird. Er nickt kurz und geht auf einen anderen Fahrgast zu. Erschöpft lasse ich mich auf einen der freien Plätze des Zuges nieder. Der Zug fährt exakt in den Bahnhof ein, von dem aus ich heute Morgen den Zug zur Arbeit bestieg. Ich fahre noch mehrere Male hin und her, bis ich schließlich, entmutigt von der andauernden Fahrerei und dem Nicht-Auffinden-Können der Fabrik, nach Hause fahre. Der Bahnhof und die Fabrik tauchen nicht mehr auf. Einen ganzen Monat lang geht das so. Ein Postbote klingelt eines Tages an meiner Tür und überreicht mir einen dicken Umschlag, dessen Erhalt ich quittiere. Auf dem Briefkopf lese ich die Anschrift der Fabrik, die zeitgleich meine Arbeitsstätte war. Ich öffne den Brief und ziehe aus dem Umschlag meine Lohnabrechnung für den laufenden Monat. Erstaunt darüber lasse ich mich in meinem Sessel fallen. Ich schaue mehrmals auf die Lohnabrechnung. Dort steht der volle Lohn. Lohn für einen Monat, in dem ich zuhause geblieben bin und von einer Firma, dessen Fabrik spurlos verschwunden ist. Was wird im nächsten Monat geschehen? Wie lange wird das so weiter gehen? Ich werde mich arbeitslos melden müssen. Mit welcher Begründung? Meine Arbeitsstätte existiert nicht mehr – sie wurde abgerissen? Übers Wochenende?

Wer glaubt mir das? Ratlos versinke ich in meinem Sessel und schlafe darin ein.

Tage, Wochen, Monate... vergehen. Der Lohn wird mir Monat für Monat überwiesen. Zur Arbeit gehe ich schon lange nicht mehr. Wohin auch? Im Telefonbuch lässt sich die Nummer der Fabrikbesitzer nicht mehr finden. Ich gewöhne mich langsam daran und genieße es geradezu, Lohn für meine Untätigkeit zu erhalten. Mein Leben war von Langeweile geprägt, in meinen Urlaubstagen war das nicht anders. Was soll' s. So viel Spaß, Freude und Erholung hatte ich seit meiner Kindheit nicht mehr. Wie lange bin ich nicht mehr ins Grüne gefahren. Eine Ewigkeit ist das her, seit ich im Grünen wandern ging. Jetzt besuche ich, wenn es mir danach ist, den nahegelegenen Park. Selbst zwei Popkonzerte besuchte ich seit meiner beruflichen Untätigkeit. Zwanzig Jahre isst es her, als ausging – auf Konzerte, in die Bar, ins Restaurant, ins Museum, ins Theater, sogar in die Oper. Ja, der letzte Besuch in einem Popkonzert liegt schon seit über zwanzig Jahren zurück. Auch für Sport, für Federball konnte ich mich begeistern. Ich hatte im Laufe der Jahre zugenommen. Ich habe zu meiner Überraschung künstlerische Fähigkeiten an mir festgestellt, die Malerei, die Bildhauerei und das Zeichnen. Ich gehe an den Strand, unternehme mit anderen Bergtouren, spiele mit neu gewonnen Freunden Minigolf, oder wir treffen uns zum Segeln und Zelten. Auch mein Interesse an technischen Dingen habe ich entdeckt. Das reparieren von Autos, Motorrädern und Fahrrädern. Daheim spiele ich mit meinen Freunden Karten, gerne lösen wir auch gemeinsam Kreuzworträtsel oder erfreuen uns an Brettspielen oder am Puzzle. Freund überredeten mich dazu, ihrem Chor beizutreten, was ich tat. Alle bescheinigen mir durchweg, das ich eine außergewöhnlich gute Stimme hätte, die Töne treffe.

Ich erlerne eine Fremdsprache - spanisch, übe mich an Musikinstrumenten, am Klavier, an der Geige, besuche kirchliche, gemeinnützige wie soziale Versammlungen, Vorträge und Basare obendrein. Ich tanze, spiele Billard und Bowling, gehe in den Zoo, in den Zirkus... . Ich arbeite neuerdings ehrenamtlich in gemeinnützigen Projekte mit. Ist ein Leben ohne Arbeit möglich? Seit sechzehn Jahren fehlte ich nicht an einem einzigen Tag und jetzt geht es in den fünften Monat. Ich war noch nie so glücklich wie jetzt. Ich bin ausgeglichener, als je zuvor, beschwingt, ausgeruht, gut gelaunt, optimistisch, was meine Zukunft angeht. Gelassener vor allem mit mir. Ich bin geradezu happy, fideler, frohen Mutes, einfach überglücklich. Was sag ich: wunschlos glücklich!

Ich bin lebenslustig, stimmungsvoll, vergnügt, voller Freude. Glück erfüllt. Nach zwei weiteren Monaten stehe ich, neugierig geworden, am Stadtbahnhof. Die Gesichter der Menschen, die dort stehen, wirken fremd auf mich, obwohl es dieselben sind, mit denen ich den Zug betrat, als ich noch zur Arbeit fuhr. Ich steige in den Zug, wobei es mir das erste Mal egal ist, wo ich sitze. Der Schaffner ist mir unbekannt. Neugierde mischt sich mit Nervosität und Spannung in mir. Der Zug nähert sich dem Fabrikgelände. Der dafür gebaute Bahnhof müsste kommen. Jetzt haut es mich um. Das gibt es doch nicht! Unglaublich. Irre! Das kann nicht sein. Das was dort steht ist beinahe so groß wie die Fabrik. Der Zug hält direkt vor diesem Ungetüm. Ich vergesse auszusteigen. Das muss ich mir auf der Rückfahrt unbedingt genauer ansehen Unbedingt! Auf jeden Fall!

Das würden Sie doch auch tun oder?

Taxi, Taxi!

Mensch, sind die schwer. Mir tun die Arme weh. Da ist mein Auto. Ich stelle die Einkaufstaschen gegen das linke Hinterrad meines Wagens. Ich fahre einen gebrauchten Buick – innen wie außen braun. Baujahr 1988. 6 Zylinder. Die Mängel am Wagen sind zahlreich. Die Vorderreifen sind neu - die Hinterreifen haben 85% übrig. Der Wagen hat Schäden an der Vorderseite. Ich gleite mit meiner rechten Hand in meine rechte Hosentasche Die Wagenschlüssel. Nichts. Ich fang an zu schwitzen. Ich taste hektisch mit meiner linken Hand die linke Hosentasche, und mit meiner rechten Hand die rechts an meiner Jeans befindlichen Hosentaschen ab. Immerfort. Wo sind sie? Am Oberleib trage ich ein weißes Hemd ohne Taschen. Eine blaue Krawatte vom Discounter baumelt an meinem Hals herunter. Ich hole vierzehn Dollar aus meiner linken vorderen Hosentasche hervor. Das Rückgeld vom Einkauf. In meiner Panik knie ich mich hinunter zu den Einkaufstaschen und stelle die sich darin befindlichen Lebensmittel auf den Steinboden des Parkplatzes ab, dass zum Supermarkt gehört. Auch in den Taschen sind sie nicht!

Ich muss sie im Supermarkt liegen gelassen haben. Jetzt fällt es mir ein. Ich sprach mit einer Angestellten. Bei ihr am Tresen muss ich sie liegen gelassen haben. Hoffnung keimt in mir auf. Gelassen tue ich die eingekauften Waren zurück in die Taschen. Mit den Taschen in den Händen gehe ich in den Supermarkt zurück. Im Supermarkt angekommen, frage ich die Angestellte von vorhin, ob sie meinen Schlüsselbund, an sich genommen und diesen – für mich, aufbewahrt hat. „Ja,“, so die Dame.

„Sie haben ihren Schlüsselbund auf dem Tresen liegengelassen“, teilt sie mir mit und zeigt dabei mit ihrem rechten Zeigefinger rechts von mir auf den Tresen. „Ich habe nach ihnen gerufen, gleich nachdem ich ihre Schlüssel entdeckte. Aber sie verließen ungeachtet meiner Rufe den Supermarkt. Ich hätte sie ihnen gerne gebracht, aber sie sehen ja selbst was hier los ist!“ Während sie das sagt, greift sie neben der Kasse nach einem Schlüsselbund und überreicht mir diesen, wie auch ein dickes Portmonee. Ich bin erstaunt. Ich besitze kein Portmonee. Mein Geld trage ich immer lose bei mir. Das gilt auch für meine Karten und den Führerschein. Oft habe ich mein Portmonee liegen gelassen. Wem dies widerfuhr weiß, welch ein Ärgernis es sein kann, das Konto sperren zu lassen, den Ausweis neu zu beantragen... . Da ich keine Zeit habe, das Missverständnis aufzuklären, nehme ich den Schlüsselbund und das Portmonee an mich. Den Schlüsselbund stecke ich in meine rechte vordere Hosentasche. Das Portmonee in die hintere rechte Gesäßtasche meiner Jeans. Flugs verlasse ich den Supermarkt. Ich muss Joy, meinen achtjährigen Sohn, von der Schule abholen. Als ich auf dem Parkplatz des Supermarktes stehe, sehe ich, wie jemand mit meinem Wagen davon fährt. Entgeistert schaue ich meinen Wagen hinterher. Ich bin sprachlos, verwirrt, platt. Wer stiehlt einen mit Schäden überzogenen 1988er Buick?

Wutentbrannt stelle ich die Einkaufstaschen auf den Boden des Parkplatzes ab und renne meinem Wagen nach. Trotz meiner wüsten Beschimpfungen, reagiert die Person in meinem Wagen nicht auf meine Flüche. Ich koche vor Wut. Ich könnte geradezu explodieren. Plötzlich tippt jemand mir auf die rechte Schulter. Ich zucke zusammen. Ich drehe mich um und stehe einem Mann mittleren Alters, glatt rasiert gegenüber. „Ja, bitte?“

„Wieso rennen sie diesen Wagen hinterher?“ „Wie bitte?“, frage ich irritiert über dessen Frage nach.

„Als ich ankam, stiegen Sie aus den neben meinen Wagen stehenden Wagen aus. Dieser steht nach wie vor an seinem Platz!“ Verwirrt schaue ich ihn in die Augen. Verliere ich den Verstand? Ich drehe mich kurz nach dem fortfahrenden Wagen um, der sicher meiner ist. Oder handelte es sich dabei um ein Duplikat meines Wagens? Ich wende mich wieder dem Mann zu und sage zu ihm, darum bemüht überzeugend zu klingen: „Sicher doch!“ Ich versuche damit, die peinliche Situation zu überspielen, in der ich stecke. Dem füge ich ein: „Ich weiß nicht, wo ich heute meinen Kopf habe?!“ hinzu. Der Mann dreht sich wenig von mir überzeugt um, geht an zahlreichen Fahrzeugen vorbei, bis er stehen bleibt. Er steigt in seinen Wagen und als er an mir vorbeifährt, winke ich ihm zum Abschied zu. Ich greife meine Taschen und gehe zur entstandenen Parklücke. Rechts und links von mir steht kein Buick. Rechts von mir steht ein siebensitziger Ford Flex. Ich werfe einen Blick in die Fahrerkanzel des Van. Er verfügt über 360 PS und über eine Leder-Vollausstattung. Am Auto befinden sich 20-Zoll-Alufelgen. Und links von der Parklücke steht eine Limousine. Ein Ranges Rover mit 4 mal 4 Türen und einem V6 Motor. Er gehört zur Premier Edition mit einer Verlängerung von ca. 130 cm Die Fenster sind getönt. Weder der Van noch die Limousine gehören mir. Neugierig geworden stelle ich meine Einkaufstaschen auf den Boden des Parkplatzes ab. Ich hole die Autoschlüssel aus meiner rechten vorderen Hosentasche hervor und gehe auf den Van zu. Ich sehe mich unruhig um Hoffentlich schaut mir niemand dabei zu, wenn ich einen der Schlüssel vom Schlüsselbund in das Schloss der Fahrertür des Vans schiebe. Passt nicht. Schweiß rinnt mir von der Stirn und tropft auf mein Hemd. Was verdammt mache ich hier?

Wenn die Besitzerin, der Besitzer des Vans auftaucht. Mit recht werde ich des Diebstahls bezichtigt werden. Gehemmt von dem, was ich tue, sehe ich mich wieder um. Nervös wende ich mich der Limousine zu. Plötzlich schiebt eine junge Blondine einen Einkaufswagen an die Heckklappe des Vans, an dem ich kurz zuvor versucht war, die Fahrertür zu öffnen. Ich schiebe wie selbstverständlich den Schlüssel in die Wagentür der Limousine. Er passt!

Ich öffne die Fahrertür des Rovers in einer Lässigkeit, dass jede Zweideutigkeit an der Zugehörigkeit der Limousine zu meiner verblassen lässt. Ich gehe sodann wie selbstverständlich zum Kofferraum der Limousine und stelle meine Einkaufstüten in diesen hinein. Die Blondine schaut kurz zu mir hinüber. Ich lächele in ihre Richtung. Wie selbstverständlich schließe ich den Kofferraum, steige in die Limousine und fahre los. Bin ich jetzt ein Dieb? Ich fahre noch ein Stück und halte dann an einem Straßenstreifen an. Was verflucht noch einmal mache ich hier? Fortwährend handle ich aus dem Bauch heraus. Intuitiv treffe ich fortlaufend Entscheidungen die rein auf mein Gefühl basieren. Diese Merkwürdigkeiten werde ich aufzuklären wissen. John wird bereits auf mich warten. Sobald ich meinen Sohn von der Schule abgeholt und nach Hause gebracht habe, werde ich den Besitzer der Limousine aufsuchen. Ich sehe mich im Wagen um. Ein Elektrischer Sichtschutz trennt den Fahrgast vom Fahrer. Die Sitze sind aus Leder. Der Ranges Rover ist ein Fahrzeug der Luxus-SUV-Klasse. Er ist eine Luxusmaschine, der 'König' auf der Straße. Er lässt sich bestimmt leicht über schwierige Straßen bewegen. Das Innenraumkomfort bietet eine absolute Privatsphäre und rundet die SUV-Limousine mit einem elektrischen Heckteiler, einer hochwertigen Freisprechanlage und getönten Fenster ab.

Ledersitze, Hartholzverkleidungen und -konsolen, eine Klimaanlage, eine obenliegende LED-Halogen-Beleuchtung, beleuchtete Spiegel, diverse Stromanschlüsse und vordere Chauffeur-Bedienelemente mit optionaler Hecksperr Doppelständer-Flachbildfernseher mit H-Fernantenne für volle Netzwerkanbindung ergänzen den Komfort dieses Wagens. Der Ranges Rover ist ideal für Staatsoberhäupter, wie für leitende Angestellte, königliche Familien und Prominente, die absolute Privatsphäre benötigen und dabei auf Luxus nicht verzichten mögen. Zudem entdecke ich eine Stereoanlage, eine Bar. Ich schaue in das Handschuhfach.

Dort stoße ich auf ein Scheckheft, einen Stapel Bargeld, eine Pistole und auf eine schmale Schachtel. Als ich sie öffne, funkeln mir Diamanten entgegen. Sie schmücken eine Uhr – eine Rolex. Sie ist aus feinstem Gelbgold gefertigt und mit einem champagnerfarbenem Zifferblatt wie mit zehn Diamanten besetzt. Das vergoldete Armband ist mit einer verdeckten Faltschließe versehen. Saphirglas schützt das Zifferblatt dieser Uhr. Die Traumuhr befindet sich in einem sehr guten Zustand, keine Kratzer, keine Dellen, etc.. . Sie liegt mir schwer in er Hand. Ich lege die Uhr zurück ins Handschuhfach. Ich steige aus und werfe einen Blick in den Kofferraum. Nebst meinen Einkaufstaschen befindet sich im Kofferraum der Limousine nur eine Holzkiste Wein. Auf der Holzkiste rankt ein Label: Krohn Vintage 1963 Portwein. Ich schließe den Kofferraum und fahre zur Schule meines Sohnes. Die Passanten bleiben sehen, sobald sie den Ranges Rover entdecken. Dort wo meine Frau, meine Kinder und ich wohnen, kommt es nie vor, dass ein Fahrzeug, wie das, mit dem ich fahre, sich in unsere Gegend verliert. Besitzen tut man es schon gar nicht. Wir wohnen in einem dicht besiedelten Stadtviertel. Die mit uns lebenden Nachbarn gehören wir wie, der armen Bevölkerungsschicht an.

Der Stadtteil verfügt über eine sehr mangelhafte Infrastruktur – schlechte Versorgung mit Wasser und Elektrizität, Kanalisation, keine Müllabfuhr, keine öffentliche Verkehrsmittel, Geschäfte der Grundversorgung, medizinische Versorgung fehlen. Er wird vor allem von Zuwanderern bewohnt. Es ist ein randstädtisches Elendsviertel. Charakteristisch für den Stadtteil, das wir unser Zuhause nennen, sind seine sehr hohe Bevölkerungszahl, seine willkürlich entstandene Struktur ohne Linie mit einem hohen Anteil an provisorischen Bauten – Blechhütten... . Armut ist in den USA nahezu allgegenwärtig.

Wir leben in Syracuse, eine Kleinstadt, in der etwa 150.000 Einwohner leben und das rund 400 Kilometer nördlich von Manhattan liegt. Kaum irgendwo ist die Spaltung in Arm und Reich und Schwarz und Weiß so eindeutig wie hier. 65 Prozent der afroamerikanischen Einwohner leben inzwischen in den ärmsten Gebieten der Stadt. Wir unter ihnen. Noch vor 15 Jahren waren es 43 Prozent. Diejenigen zogen von hier weg, die es sich leisten konnten. Wir, Arbeiter, blieben zurück. Unsere Jobs in der Automobilindustrie wurden gestrichen. Wir, die wir hier leben, erzielen ein Einkommen, das weit unter dem Existenzminimum liegt. Wir können uns ein existenzsicherndes Leben kaum mehr leisten. Detroit, die Stadt in der ich über zwanzig Jahre angestellt war, ist heute nur noch eine Industrielandschaft, in die unsere Steuergelder verschwanden. Unseren verschuldeten Städten fehlt es an Geld für den Erhalt und Ausbau der Infrastruktur wie die Förderung öffentliche Initiativen Ich fahre an der Schule vorbei. John muss schon nach Hause gegangen sein. Denn er sitzt nicht wie sonst, auf den Treppen, die zur und von der Schule führen. Ich beschließe, nach Hause zu fahren.

Von dort aus werde ich nach der Telefonnummer des Mannes mit dem Dokortitel suchen, ihn anrufen und ihn um Entschuldigung für mein unentschuldbares Verhalten bitten. Doch was hätte ich tun sollen? Ich kann John nicht allein nach Hause gehen lassen. Ich habe Angst um meinen Sohn. Unser Stadtteil ist geprägt von einem hohen Anteil an Kriminalität und Gewalt, gegen nahezu alles und jeden. Leicht kann da John Opfer einer Bande gelangweilter Jugendlicher werden. Kinder, wie meine beiden, die in einer verelendeten Gegend wie dieser hineingeboren werden, schaffen es nur selten hinaus. Die Schulen sind schlecht ausgestattet, die Kriminalitätsrate ist deutlich höher als im Landesdurchschnitt. Meine Kinder sind der von anderen Kindern und Jugendliche ausgeübten Gewalt hilflos ausgesetzt.

Ich halte vor unserem Haus. Es ist weniger ein Haus, mehr eine Bretterbude, die bei leichtem Wind einzustürzen droht. Es wimmelt von Buden wie der meiner in unser Nachbarschaft, mit einem Dach, das jeden Augenblick davon zu fliegen droht. Es ist eher ein aus Brettern hergestellter Schuppen, in dem wir – meine Familie und ich wohnen. Wir leben in einem preiswert, eingeschossig errichtetes Gebäude. Ursprünglich diente unsere Behausung als Gebäude zur Aufbewahrung landwirtschaftlicher Geräte. Schutz vor Witterung und Diebstahl bietet unser 'Haus' nicht. Ich steige aus und gehe auf unseren Hauseingang zu. Mit welchem Schlüssel öffne ich die Tür? Ich sehe, wie hinter mir Menschen sammeln und sich um den Wagen gruppieren. Ich kenne keinen von ihnen. Meine Frau und ich haben keinerlei nachbarschaftlichen Beziehungen. Uns traut keiner – wir trauen keinem! Jene, die sich um mich und den Wagen stellen, sind mehrheitlich mexikanische Immigranten. Ich klinge einfach. Quetschend öffnet sich mir die Tür. Na endlich. Meine Frau! Ich glaube, mich trifft der Schlag.

Völlig erstarrt schaue ich in das Gesicht einer untersetzten Mexikanerin. „Ja, was gibt's?!“, knallen mir ihre harten Worte an die Ohren. „Nichts!“, stottere ich drauf los. „Ja, und?“, hakt sie in einem harschen Ton nach. „Entschuldigen Sie bitte, ich habe mich verirrt“, ringe ich um Worte. „Wissen Sie nicht, wo sie leben?!“ greift sie mich verbal an. „Doch, doch“, sage ich, nach meiner Fassung suchend. Ich drehe mich flugs um und steige in den Wagen. Ich sehe, wie Kinder und Heranwachsende an dem Wagen herumkrabbeln. Panik steigt in mir auf, als ich eine Gruppe bulliger junger Männer auf den Wagen zukommen sehe. Der Schweiß läuft mir den Rücken hinunter. Mit zittriger Hand bin ich versucht den Wagenschlüssel ins Zündschloss zu stecken. Der Schlüsselbund fällt mir aus der Hand. Adrenalin schießt durch meinen Körper. Für meine Nachbarn bin ich keiner, den es sich auszurauben lohnt, in dieser Limousine wecke ich das Interesse von Ganoven.

Ich ergreife die Schlüssel und schiebe den Wagenschlüssel ins Zündschloss. Ich gebe Gas. Ich sehe im Rückspiegel, wie sie mir nachrennen, die Halbstarken, umgeben von einer Schar wild gewordener Kinder. Am Ende der Stadt angekommen halte ich an. Instinktiv greife ich an die Brieftasche und hole sie aus der linken Gesäßtasche meiner Jeans nach vorne. Ich öffne sie. Hohe Banknoten und mehrere Geldkarten strahlen mir entgegen. Auch ein Personalausweis. Ich werfe einen Blick darauf. Der Mann auf dem Foto ist.... ich muss tief Luft holen und mich sammeln. Es ist jemand, der aussieht, wie ich! Ein gewisser Dr. Potter. Jetzt reicht es mir! Ich habe genug von diesem Irrsinn. Warum bin ich nur in diesen Wagen gestiegen? Ich hätte die Polizei rufen müssen. Eine Chance zur Aufklärung habe ich. Ich muss Dr. Potter aufsuchen. Ich fahr jetzt zu der auf dem Ausweis niedergeschriebenen Adresse.

Dieser Stadtteil ist mir gänzlich unbekannt. Rechts und links säumen Villen die Straße. Anwohner joggen oder führen „Kleinsthunde“ aus. Da ist die Straße, die auf dem Ausweis steht. Nummer Siebzehn. Ich halte am Straßenrand, steige aus und trete vor den Zaun der Siebzehn. Ich klinge. Eine ältere Männerstimme. „Ja, bitte?“, werde ich gefragt. Dr. Potter, verspreche ich mich versehentlich. „Da sind Sie!“, schallt mir die Stimme des älteren Herrn durch die Türsprechanlage entgegen. Das Tor öffnet sich langsam. Ich gehe zurück zum Wagen und fahre auf das Grundstück des fürstlichen Wohnsitzes. Der Weg, auf dem ich fahre, führt direkt zu einer grandios, in weiß gehaltenen Villa, an deren am West- und Ostflügel, zwei weiße Türme in die Höhe ragen. Eine große Eingangstür öffnet sich mir und ein hagerer Mann in Anzug und weißen Handschuhen kommt auf den Wagen zu. Er öffnet mir die Fahrertür und wartet darauf, dass ich den Rover verlasse. Ich lass mich von dieser Atmosphäre leiten. Ich weiß nicht, was mich zum Nicht-Handeln treibt. Ich sehe allem zunächst einmal gespannt entgegen.

Der Butler muss doch merken, das ein Missverständnis vorliegt. Der Butler geleitet mich in die Villa. Von Minute zu Minute gewöhne ich mich daran, wie der `echte` Dr. Potter behandelt zu werden. Ich besitze neben dem Ranges Rover einen Bentley. Mir gehört die Villa, die über zwölf Räume, Küchenbedienstete und einen Butler verfügt. Mein Arbeitsplatz befindet sich in der obersten Etage eines pedantischsten Bürokomplexes. Schnell gewöhne ich mich an das neue Leben – das nicht meins ist. Ich lebe das Leben eines anderen. Alle auf die ich treffe – als Dr. Potter, halten mich für diese mir unbekannte Person. Nach und nach vergesse ich woher ich komme und wer ich tatsächlich bin. Niemand bemerkt die Verwechslung. Oder treibt man ein irres Spiel mit mir? Bin ich Dr. Potter, und weiß nichts davon?

Erlag ich einem Gedächtnisverlust? Ich kann nicht zwischen wahr und unreal unterscheiden. Ob mit mir ein Spiel getrieben wird oder ich mich weigere, anzuerkennen, Dr. Potter zu sein. Je mehr ich darüber nachgrübele, was mit mir geschehen sein könnte, desto unerklärlicher wird mir die Situation, in der ich mich befinde. Oder erlitt ich einen Bewusstseinsverlust? Wann und wo? Eine Erklärung will mir nicht einfallen. Als ich nach Monaten den Bürokomplex, begleitet von einem Mann, der mir den Regenschirm hält, verlasse und auf meinen Ranges Rover zugehe, höre ich wie jemand ruft: „Taxi, Taxi!“ Ich zucke zusammen und bleibe abrupt stehen, was den Mann mit dem Regenschirm wundert. Er hält mir, neben mir stehend, den Regenschirm über den Kopf „Alles in Ordnung Dr. Potter?“

„Ja!“, gebe ich dem Regenschirm haltenden Mann zur Antwort. Es war die Stimme meiner Frau! Was tun?

